



Herausgegeben von der Evangelischen Pastoralkonferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

13. Jahrgang.

Blumenau, im Oktober 1920.

Nr. 10.

Die ersten zwei Jahrzehnte der Kolonie und Gemeinde Hansa-Hammonia.

1. Sam. 7, 12. Bis hierher hat der Herr geholfen.

Abschiedsrede in Hammonia am 8. August 1920
von Pfarrer Dr. Aldinger.

Iesu Christo geliebte Gemeinde!

Das Lehrbuch vom Predigen schreibt vor, daß alles Persönliche, auch bei besonderen Anlässen wie bei Amtsantritt oder Abschied des Geistlichen im Hintergrund bleibe und die Verkündigung des göttlichen Wortes, von Gesetz und Evangelium, die Bekanntmachung der frohen Botschaft von der Gnade Gottes in Iesu Christo bei jeder Predigt obenanstehe. Für meinen Teil möchte ich diese Vorschrift auch heute nicht übertreten; denn der selbstprüfende Rückblick, zu dem der heutige Tag auffordert, bringt ja mit größtem Ernst zum Bewußtsein, wieviel mehr noch hätte geschehen sollen, wieviel versäumt ward, wieviel mangelhaft blieb in Predigt und Unterricht, in Andacht- und Bibelstunden, in Seelsorge und geistlicher Familienpflege, um das hohe Ziel zu erreichen, das mir vorschwebte, als ich in der alten Heimat vor bald 20 Jahren den Schritt ins geregelte Amt mit einladendem Pfarrhaus und längstgebauter, würdiger Kirche, oder in den Schuldienst auf das Pult des Lehrsaals, vor dem schon viele Geschlechter saßen, nicht tat, sondern wie jeder andere Kolonist hierher in den Urwald, wo noch nichts, gar nichts von alledem war, um zu helfen und zu dienen, daß bei der Gründung der neuen Kolonie Hansa auch der Grund- und Edstein Iesu Christus mit gelegt und eingebaut werde. Aber, liebe Zuhörer und christliche Freunde, meine Erinnerungen sind ebenso auch die Erinnerungen von vielen Aelteren unter euch, und das Gedächtnis des Geschehenen zu pflegen, nicht verloren gehen zu lassen, ja den Jüngeren immer wieder frisch zu erhalten, dazu fordert die Heilige Schrift oft-mals auf; auch dürfen wir uns in der Anfangszeit unserer Kolonie und Gemeinde, in etwas wenigstens, mit den urchristlichen Gemeinden berühren, mit ihrem warmen, persönlichen Leben, wie es uns aus den Briefen des Apostels Paulus immer wieder entgegentritt; freilich wie dort, so gelte auch uns immer dar, daß nichts geschehe zum Ruhm einer menschlichen Person, sondern alles zur Verherrlichung Iesu Christi und zur Ehre Gottes des Vaters.

Dazu diene uns auch der Rückblick auf die ersten zwei Jahrzehnte der Hansa, die Urzeit der Gemeinde mit dem Belehnnis: „Bis hierher hat der Herr geholfen“.

1. In der Mühe und Sorge für die äußeren Lebensgüter, für Essen und Trinken, Obdach und Kleidung;

2. im Kampf mit Sünde und Gewissensnot, in Ver- suchung und Anfechtung;

3. in der Arbeit für den Aufbau des gemeinsamen Lebens in Gemeinde und Staat, in Schule und Kirche.

1. Der Herr hat geholfen in der Mühe und Sorge für die äußeren Lebensgüter, im Kampf ums Dasein. Oder wollten wir alles, was wir erreicht haben, allein uns selbst, unserem Schaffen und Mühen, unserem Fleisch und Schweiß zuschreiben? Das ist doch gewiß ferne von uns, die wir als Christen in allem, auch den Neuerlichkeiten des Lebens, das göttliche Walten verspüren und verehren. Das war doch unsere Überzeugung, die wir als unverlierbares Gut aus dem Elternhaus, aus der alten Heimat mitbrachten: Wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen; wo der Herr nicht die Stadt behütet, da wacht der Wächter umsonst. Der fromme Spruch, der in Stein gehauen aus alter Zeit an meinem Geburtshaus steht: „An Gottes Segen ist alles gelegen“, war mir, war uns allen ein Leitsatz auch in der neuen Kolonie.

Freilich groß, ja gar vielen, die wieder wegzogen, über groß waren die Beschwerden der ersten Zeit. Die Seereise allerdings auf den guten Hamburger und Bremer Dampfern, die nun, auch zu unserem großen Schmerz, vom Weltmeer verschwunden sind, war längst nicht mehr so lang und so entbehrungsreich, wie einst auf den Segelschiffen, auf denen noch die ältesten deutschen Einwanderer unter uns nach Brasilien kamen. Auch hatten die ersten, die nach der Hansa kamen, schon in der älteren Kolonie Blumenau ein Vorbild und Beispiel vor Augen, wie mit Mut und Gottvertrauen, Arbeitslust und Genügsamkeit im brasilianischen Urwald eine Rodung nach der anderen, Hof an Hof entsteht, wie an günstigen Orten die größeren und schmucken Häuser der Stadtplätze sich erheben mit wohlgefüllten Kaufläden und betriebssamen Werkstätten, mit Schulen voll blondglockter Kinder und Kirchen für das reine Wort und Sakrament. Wohl förderte die kolonisierende Hanseatische Gesellschaft durch schnelle und sichere Vermessung der Landlose, durch guten Wege- und Brückenbau, durch allerlei Maßregeln der Fürsorge das Vormärtskommen; die Beamten der Koloniedirektion standen dem Neuling mit Rat und Tat freundlich zur Seite; die aus den alten Koloniebezirken Zugezogenen gingen meist als gute Freunde und getreue Nachbarn den frischen Ankömmlingen zur Hand, aber das alles kostete die Mühe und Sorge der ersten Einrichtung nicht ersparen, gerade auch für die nicht, die es ehrlich meinten und nicht mit Schwindel umgingen. Nun, eine harte Jugend, sagt man, ist für einen jungen, kräftigen Menschen kein Fehler; durch eine solche Jugend mußte auch unsere Kolonie, fast jeder neue Kolonist, hindurchgehen, da in der ersten Zeit, trotz der damals noch so billigen Preise der meiststen Lebensmittel, doch Schmalhans oft Augenmeister war, da der Schlagregen der sommerlichen Gewitter vom Sturmwind durch die ganze Palmitenhütte gepeitscht alles durchnähte, da auf den noch schattigen Waldwegen oft kaum durchzukommen war, beschwerlich besonders für Frauen und Kinder beim Gang zu Mühle, Geschäftshaus oder Schule. Und, ach, dabei die Füße und Beine voll von Wunden und Schwüren der Akklimatisierung oder in manchen Bezirken die Leiden des Wechselfiebers!

Manche Männerfaust ward schwierig bei der Arbeit im

Wald und am Weg, die zuvor feineres Werkzeug gehabt; manche vordem gepflegte und weiche Frauenhand ward rissig und hart bei der Tätigkeit in der Pflanzung und am Feuer des offenen Herdes. Was der Gaumen früher verschmäht hatte, mundete, weil Hunger der beste Koch war und der Trunk des überall strömenden und rieselnden Wassers labte manche Kehle, die sonst anderes gewöhnt war. Die gute, feine Stadtkleidung, rasch verbraucht und zerrissen, verschwand und das derbe Kolonistenzeug deckte den Körper.

Es war im Anfang alles wie ein Hinabsteigen in des Lebens erste Anfangsgründe. Würde man schließlich nicht ganz untertauchen, sich ganz verlieren in der umgebenden, alles beherrschenden Naturhaftigkeit und Ursprünglichkeit des Lebens, wie die einheimischen Kolonisten?

Wahrlich, der Horizont erschien in der ersten Zeit oft unwohl und verdüstert. Wird nicht alle Mühe vergeblich sein, wird nicht die ganze Kolonisation, angesichts der Verkehrsschwierigkeit, ohne Bahn, zusammenbrechen, werden dann nicht die Indianer wieder die Herren des Landes werden und die wenigen, die bleiben wollten, mit Gewalt vertreiben? In jener Zeit war es, Ende 1902, daß ich aus Hamburg einen vertraulichen Brief bekam, mit der Mitteilung, die Gesellschaft sei am Ende ihrer Mittel angelangt, und müsse ihre Arbeit aufgeben; ich möge mich bei Zeiten zurückziehen, ehe der bittere Zusammenbruch allgemein werde. Aber war es da nicht erst recht Hirtenpflicht, zu bleiben?

Das waren Proben aufs Durchhalten, Proben des Gottvertrauens. Und siehe da! Das Unternehmen gelang, das Werk geriet. Wie sicher und fest stehen heute, zumal seit dem Bahnbau und der Zähmung der Indianer, Hammonia und die Hansa da! Aber willst du, o Mann, nicht demütig und freudig zugleich bekennen: Wer nur seine Zuversicht auf Gott setzt, den verläßt er nicht? Und du, o Frau, die du oft kaum aus und ein wußtest, die du dir manchmal so verlassen vorkamst, die du gebangt und gezagt hast im letzten Ranch der Siedlungslinie bei der Kunde von Indianer-Überfällen, darfst du heute nicht sagen: „In wieviel Not, hat nicht der gnädige Gott, über mir Flügel gebreitet“. Und ihr Kinder, Söhne und Töchter, großgewachsen in jener Anfangszeit, erhalten geblieben in drohenden Gefahren und umgehenden Krankheiten, dürft ihr heute nicht sprechen: „Wir haben geschmeckt und gesehen, wie freundlich der Herr ist, wohl dem, der auf ihn trauet“.

Und wir alle zusammen, Ersteingewanderte und Spätergekommene, auswärts oder hier Geborene, wollen wir beim Rückblick auf die vergangenen zwei Jahrzehnte, die ich nur mit einigen Strichen in ihrer Mühe und Sorge um die äußersten Lebensgüter geschildert habe, im Hinblick auf das, was wir heute haben, wie wir jetzt wohnen und leben, nicht bekennen und sprechen: Der Herr hat uns nicht verlassen, noch vergessen, er hat uns die Treue gehalten, die er versprochen; er hat bis hieher geholfen.

Darf ich es selbst nicht von Herzen mit bekennen, daß ich die Freundlichkeit des Herrn erfahren habe, bei Tag und bei Nacht, seinen Schutz und Schirm bei so vielen Reisen und Ritten, Fahrten und Überfahrten auf hochgeschwollenen reißenden Flüssen, daß die Güte und Fürsorge Gottes es wohl geschieht und geschieht hat mit dem Lande, darauf ich Wohnung nahm bis heute, ehe ein Pfarrsitz vorhanden war?

Nicht aus dem Wissen des Kopfes, sondern aus wirklicher Erfahrung des Lebens wollen wir sprechen: Gott hat mir gegeben wie Leib und Seele, Glieder und alle Sinne, so auch Kleider und Schuh, Essen und Trinken, Haus und Hof, Weib und Kind, Alter, Bieh- und alle Güter; er hat mich mit aller Mordurst und Nahrung dieses Leibes und Lebens reichlich und täglich versorgt, wider alle Fähigkeit beschirmt und vor allem Weibel behütet und bewahrt; und das alles aus lauter väterlicher, göttlicher Güte und Barmherzigkeit, ohn all mein Verdienst und Würdigkeit; das alles ihm ihm zu danken und zu loben und dafür zu dienen und gehorsam zu sein schuldig bin. Das ist gewißlich wahr.

Wir wollen den Dank für die Vergangenheit zugleich als Trost für die Gegenwart und Hoffnung für die Zukunft, da der irdische Horizont nie ohne alle Wollen ist, im gemeinsamen Gesang ausdrücken mit dem Verse:

Ihn, ihn laß tun und walsten,
er ist ein weiser Fürst
und wird sich so verhalten,
daß du dich wundern wirst,
wenn er, wie ihm gebühret,

mit wunderbarem Rat
Das Werk hinausgeführt,
das dich bekümmert hat.

Aber, in dem Herrn Geliebte, die Sorge um das tägliche Brot, um die Erhaltung des äußeren Lebens, ist eines Christenmenschen vornehmste Sorge nicht. Die besten Lebenswerte messen wir nicht mit dem Litermaß, wägen wir nicht mit dem Kilogewicht. Von allem Gut und Geld dieser Erde heißt es schließlich: „Was sind dieses Lebens Güter? Eine Hand, voller Schuld, Kummer der Gemüter.“ Oder: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel grüßtes aber ist die Schuld.“

Wie die Sorge uns begleitet hat vom alten Land ins neue, so ist auch ein noch viel schlimmerer Gast mitgekommen, hat sich mitangesiedelt, mitausgebreitet, weil er überall sich einstellt, wo Menschen sind, Nachkommen und Erben Adams, und dieser Gast, oder besser, dieser Erbfeind, ist die Sünde.

So kommen wir zum Zweiten:

2. Der Herr hat geholfen im Kampf gegen die Sünde mit ihren Anfechtungen, Versuchungen, ja Siegen.

Oder wäre einer hier, der aufstehen und sagen könnte: Die Sünde habe ich zurückgelassen am alten Wohnsitz, sei es in der alten Heimat über See, oder in der alten Kolonie oder im alten Hause; ins neue Wesen habe ich ihr keinen Eintritt verstatet, da blieb sie ausgeschlossen mit all ihrer häßlichen Gefolgschaft!

Oh! wenn es so hätte sein können, wie wäre dann unser Leben schön geworden in Frieden und Liebe, in Eintracht und Freundschaft, in Reinheit und Heiligkeit; nie wäre es gestört worden durch Neid und Streit, Bosheit und Miedertracht. Aber, wie im äußeren Leben ein erster Erfahrungssatz war, das neue Land allein macht keine reichen Leute, da ist Fleiß und Arbeit, Umsicht und Sparsamkeit nötig, so galt und gilt für das innere Leben, das neue Land allein macht keine guten Menschen, schafft keine neuen Herzen. Weder aus eigener Kraft, auch bei den besten Entschlüssen, noch aus irgend einer irdischen Macht wie Wechsel der Umgebung durch Auswanderung, wird ein Mensch erneuert und wiedergeboren, sondern allein durch Jesum Christum und den Heiligen Geist.

Darf ich das nicht, wie von mir, so von euch allen, die ihr die Kolonie mitgegründet habt, als Bekenntnis aussprechen? Darf ich es nicht, weiter sagen allen denen, die jetzt in Scharen sich rüsten, nach Brasilien einzuwandern? Darf ich es nicht verkünden bei der Rückkehr nach drüben auch denen, die dort in der alten Heimat selbst durch Umsturz der bisherigen Lebensordnungen ein Neuland menschlichen Zusammenlebens schaffen wollen: Die Sünde geht mit bis ins fernste, tiefste Tal, und wer sie gewähren läßt, dem vergiftet und vergällt sie das Leben auch in der reinsten ursprünglichen Natur, in der größten Einsamkeit, im unberührten, nach hiesigem Sprachgebrauch „jungfräulichen“ Urwald und Neuland. Denn auch da kommen aus dem Herzen hervor arge Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, falsch Gezeugnis, Lästerung. Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch; die Erbünde, die eingeborene Verderbnis menschlicher Natur und die reizende Lust zum Bösen ging mit und übertrug sich auch hier auf unsere Kinder. Darum haben wir hier für uns und unsere Kinder festgehalten an den Gnaden- und Heilmitteln gegen den Krebschaden der sündentrunknen Menschenseele, an Wort und Salzamt, darin uns die Gnade in Jesu Christo angeboten wird, haben wir uns versammelt von Anfang an zum Hören der Predigt, wo immer es war, haben die Kinder zur Heiligen Taufe gebracht, weil es uns innerlich gewiß war: Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, aus Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen, haben unsere Kinder in der Konfirmation den Taufbund erneuern und bestätigen lassen, und weil der Glaube bald groß und stark ist, voll Zuversicht und Freudigkeit, bald klein und schwach, da viel Zweifel, Furcht und Kleinnützigkeit mit unterläuft, so haben wir gesucht und gefunden Stärkung des Glaubens in allen Widerwärtigkeiten, Trost des Gewissens in den Anfechtungen, gewisse Versicherung der Vergebung der Sünden und Besserung des Lebens im Heiligen Abendmahl.

Wie von den fernen Inseln, so schallt auch aus den zuvor weltverlorenen Urwald-Tälern das Lob Gottes und das Bekenntnis: Das ist je gewißlich wahr und ein teuer wertes Wort, daß Christus Jesus kommen ist in die Welt, die Sünden selig zu machen. Wir wollen uns nicht rühmen, daß von auswärtigen Besuchern nicht bloß die Schönheit der Landschaft, die

Betriebsamkeit und das wirtschaftliche Streben der Bewohner, sondern auch der Anstand und die guten Sitten in der Hansa gelobt werden; und daß der gerichtlichen Fälle unter den Mitgliedern wenige sind. Der eindringende Blick weiß, wieviel Flede auf dem ganzen Bilde doch sind, wieviel Wunden des Gewissens, wieviel Verlebungen der Seele; aber, Gott sei Dank, in der Gemeinde Jesu Christi ist die Gnade immer viel größer als die Sünde, die Vergebung für reumütige Sünder mächtiger als alle Anklagen des Widersachers.

Darum frage ich euch, ihr Männer und Frauen, ob schon mit grauen Haaren oder noch in der Vollkraft der Jahre, euch, ihr Jünglinge und Jungfrauen, die ich konfirmiert habe, dürfen wir, wiederum nicht als gelerntes Kopfwissen, sondern als innere Lebenserfahrung, es nicht bezeugen: Bis hieher hat der Herr geholfen, im Kampf mit der Sünde, mit allen ihren Anfechtungen, Versuchungen und sogar schon teilweisen Siegen. Daz ich nicht bin irr und fehl gegangen, wie es für manchen beendeten Lebenslauf das Grab außer der Reihe auf dem Friedhof andeutet, daß ich nicht ein schlechter oder gar verkommen Mensch bin geworden, unnütz für dieses und das zukünftige Leben, das verdanke ich den Gnadenwirkungen des Gottesmenschen Jesu Christi, meines Herrn, der mich verlorenen und verdammten Menschen erlöset hat, erworben und gewonnen von allen Sünden, vom Tod und von der Gewalt des Teufels, nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen und teuren Blut und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben, auf daß ich sein eigen sei und in seinem Reich unter ihm lebe und ihm diene in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit, gleichwie er ist auferstanden vom Tod, lebet und regiert in Ewigkeit. Das ist gewißlich wahr.

Die Hilfe und Durchhilfe des Herrn in äußerer und innerer Lebensnot hat jeder Einzelne erfahren, aber wir dürfen auch preisen und sprechen:

3. Bis hieher hat der Herr geholfen in der Arbeit für den Aufbau des gemeinsamen Lebens in bürgerlicher Gemeinde und Staat, in Schule und Kirche.

Wo wahre Christen sind, da können sie nicht für sich allein bleiben. Christliche Ansiedler sind nicht Einsiedler; sie schließen sich zusammen zur Gemeinde. Denn der Heilige Geist, der ausgeht von Gott, dem Vater der Liebe und von Jesu Christo, dem Sohne und Herrn der Gnade, ist ein Geist der Gemeinschaft.

Zwar liegt es schon im allgemeinen in der menschlichen Natur, Verbindung untereinander zu suchen, die Gemeinsamkeit in der Arbeit und bei der Unterhaltung zu pflegen, wie schon ein alter griechischer Weltweiser sagte, daß der Mensch ein geselliges Wesen sei. Der Apostel Paulus betont es ausdrücklich, daß unser Gott ein Gott der Ordnung sei. Darum haben wir als Christen gerne mitgebaut an der Aufrichtung der gesetzlichen Ordnungen von Gemeinde und Staat, wie sie jetzt im staatlichen Friedensgericht und in der gemeindlichen Verwaltung oder munizipalen Intendenz sowie Polizei zum sichtbaren Ausdruck kommen. Nicht verworrene und unklare anarchistische oder kommunistische Ideen trieben uns um zu nutzloser Vergeudung der Kräfte, sondern die gesunde, biblische Lehre half uns auch in diesen Fragen auf dem rechten Wege zu bleiben, während religiöse oder soziale Schwärmer in die Irre gingen und schließlich gar in den Abgrund stürzten.

Im wirtschaftlichen Leben haben sich Genossenschaften gebildet und für die Geselligkeit allerlei Vereine zur Uebung im Singen, Turnen oder Schauspiel. In jeder Art von menschlicher Vereinigung sind jedoch nicht die Statuten und Beschlüsse, Gesetze und Verordnungen die tiefste und sicherste Grundlage für allen Zusammenhalt, vielmehr der Geist der Ordnung, Zucht und Liebe. Wo dieser, die Gemeinschaft durchwaltende Heilige Geist nicht vorhanden ist oder schwundet, da geht ein Gemeinwesen, ob groß oder klein, in Kürze zu Grunde, oder wird, neu gegründet, überhaupt nicht lebensfähig. Das lehrt die jüngste Geschichte bisher großer und mächtiger Reiche in Europa, davon zeugt der Zusammenbruch von Freilands- oder Zukunftstaatskolonien auch auf südamerikanischem Boden, das predigt erschütternd die in Blut und Hunger erstürzte Fanatikerbewegung auf dem Hochland von Santa Catharina.

Wir aber bekennen, der Herr hat uns auch in diesen Studien geholfen durch seinen Geist zum rechten Urteil und ließ uns versuchte Störungen und Irreführungen glücklich überwinden. Er leite uns ferner im weiten und schwierigen Gebiet der sozialen Fragen durch seinen Geist in alle Wahrheit, die

uns umspanne, damit wir irren nicht. Auch Amerika, im Norden und Süden, wird noch erschüttert und bewegt werden von den sozialen Kämpfen; denn mit der Erklärung der Unabhängigkeit und der Republik ist wohl eine, mehr den oberen und leitenden Klassen spürbare und angenehme Änderung im politischen Leben eingetreten, nicht aber im sozialen Wesen; das blieb sogar vielfach rückständiger als im alten Europa und in dem von den Feinden so geschmählten kaiserlichen Deutschland mit seiner vorbildlichen sozialen Gesetzgebung und seinen segensreichen Wohlfahrtseinrichtungen des Staates, der Kirche, und der Gemeinden.

Den Weg der Wahrheit und der Pflicht fahre uns der Herr Jesu, wie wir ihn oft zu Anfang der Gottesdienste gebeten haben, auch in dem anderen schweren Fragenkreis, der durch die Erhaltung von Volkstum, Muttersprache und evangelischem Glauben sich hierzulande vor uns aufstellt. Noch sind uns die Vorgänge und Umstände der Kriegszeit in lebendiger Erinnerung, da das freie Wort der deutschen Predigt verboten war, da Hunderten von deutschen Kindern die Schulen geschlossen wurden, ja da man es zur Pflicht machen wollte, die Muttersprache zu lassen und nur die Staats- und Amtssprache zu sprechen. Was sollte aus den deutschen Evangelischen werden ohne die Lutherbibel, ohne Katechismus und Gesangbuch der deutschen Reformation? Es verteidigen mit uns die deutschen Katholiken auf brasilianischem Boden wader und manhaft das Deutschtum, gerade wegen der übernationalen Art des Christentums und bei aller Treue zum jeweiligen Staat, dem wechselnden, irdisch-vergänglichen Gehilde gegenüber der Kirche und dem unerschütterlichen Reiche Gottes.

Einzelanweisungen für die Regierungsform und das Wirtschaftsleben hat der Herr Jesus nicht gegeben. Sie wären ja doch im Laufe der Jahrhunderte und gar Jahrtausende veraltet und unbrauchbar geworden. Die Gleichnisse, die er erzählt hat, z. B. vom reichen Mann und armen Lazarus, die Worte und Sprüche, die er hinterlassen hat, vergehen in ihrem Werte nicht; sie behalten ihren Glanz, wie der nie erblindende echte Edelstein. Dem gierigen Trachten der Armen und Reichen stellt der Herr entgegen: „Was hilfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewonne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen und da die Diebe nachgraben und stehlen.“ Wo sind heute die Schätze des reichsten Fürsten der Welt, des Zaren von Russland? Wieviel teure Schatzsammelungen sind zerstreut, gestohlen, geplündert, wieviel Schlösser, schöne Häuser und Villas sind zerstört und verbrannt im Krieg und in der Revolution? Wir sind nicht Eigentümer, wir sind nur Verwalter und Haushalter; wir sollen haben, als hätten wir nicht, besitzen, als besäßen wir nicht; wir, die Einzelnen und die Völker. Kann ein Volk in der Neuen Welt ungeheure Ländereien den ursprünglichen Bewohnern nehmen und verlangen: Hier hat nur eine Sprache das Lebensrecht, hier ist selbst der Eingeborene, der die Sprache der ersten europäischen Eroberer nicht spricht, ein „Fremder“, geschweige denn jeder später Gefommene und Eingewanderte?

Die Verschiedenheit der Völker und Sprachen ist eine göttliche Schöpfungstat; ihr trägt die Heilsverlündigung Rechnung, die in allerlei Sprachen geschieht, wie die Pfingstgeschichte zeigt. Lehret alle Völker, predigt das Evangelium aller Kreatur, in ihrer Sprache, wie es die rechte christliche Mission, die deutsche zumal, immer getan hat. Der Heilsimperialismus Jesu Christi ist nicht ein Zwangstaat oder eine Zwangskirche mit Zwangssprache, sondern ein menschheitliches und christliches Freiheitsreich, indem man überall mit gutem Gewissen leben kann, wo das Wort Christi nicht angetastet wird: Gebet dem Kaiser (oder Staat), was des Kaisers (des Staates) ist, und Gott, was Gottes ist. Wird aber der Geltungsbereich dieses Herrnwortes eingeschränkt, so sagt der Apostel, der den Geist Christi hat: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen“.

Gewiß kann ein Land, ein Staat kein „Turm zu Babel“ werden mit seiner Sprachverwirrung, aber läge die Einheit nur in der gleichen Sprache, dann hätte es in den vergangenen zwei Jahrzehnten nicht jedes Jahr wenigstens eine Revolution mit Blutvergießen in irgend einem der 20 Staaten Brasiliens geben können, dann dürften sich als erbitterte Feinde nicht Polizei befreien, die auf derselben Schullbank sahen; die Einheit muß tiefer verankert sein. Das erfuhren wir alle schon im engen Kreise unseres Kolonielebens, wo die sprachlichen Unterschiede die geringsten Schwierigkeiten machten. Wie schnell veränder-

lich, wie launisch und wetterwendisch ist nicht der Menschengeist, wie ist nicht das Menschenherz bald ein verzagtes, bald ein trozig Ding. Wer sollte aus all den Leuten, die hierherkommen, aus verschiedenen Ländern und Völkern, Berufen und Bildungsstufen, mit so verschiedenen Richtungen und Anschauungen, wer sollte aus allen diesen eigenartigen, ja sich oft abstoßenden Elementen und Temperaturen eine geistige Einheit bilden, die hier nicht bloß auf dem Grund und Boden und im äusseren Rahmen der staatlichen Verfassung und bürgerlichen Verwaltung, sondern auch im inneren Sinne eine Heimat zu bieten vermag? Sah es nicht manchmal aus, als ob Uneinigkeit und Unfrieden, Kälte und Lieblosigkeit, Neid und Zorn, ja Hass und Rachsucht alles Gemeinschaftsgefühl verderben und vernichten wollten, hat dieser böse Geist nicht da und dort in Ehen und Familien, unter Nachbarn und Freunden, schlimme Verheerungen angerichtet, wie eine wilde Flut oft blühende Gefilde verwüstet, mit Sand und Steinen überschüttet, daß nur noch Disteln und Dornen dort wachsen, wo ehemals die gute Frucht der Liebe und Treue, des Friedens und der Freundschaft stand?

Aber obsiegen konnte dieser Geist doch nicht; der Heilige Geist hat uns geholfen, alle Schwierigkeiten, die aus Eigensinn, Selbstsucht oder Einbildung sich austürmten zu überwinden und die Werke des Gemeinsinns kräftig zu fördern. Die Zeugen stehen sichtbar da; das Krankenhaus zugleich Sitz der Pflegerin und Hebammie, die 11 Schulen darunter besonders groß und stattlich die von Hammonia, in deren Raum wir hier versammelt sind. Denkt einen Augenblick nach! Wie oft sind wir gewandert von einem Raum zum andern mit der Schule und den Schülern! Erst im Einwandererhause, in 6 Gelassen umher, dann im besonderen Kirchen- und Schulgebäude, das jetzt Pfarrhaus ist, dann zurückgekehrt ins Einwandererhaus, das unterdessen Direktionshaus geworden war, von da in Mietshäuser und endlich ins eigene Schulheim, um dessen völligen Ausbau wir uns noch mühen. Nicht die alten, ehrwürdigen Mauern eines schon von den Vorfahren erbauten Gotteshauses hielten uns zusammen, sondern das schlichte Wort, der Geist. Ein rechtes Sinnbild für die Wanderschaft des Lebens war es, darin es keine bleibende Statt gibt, bis zum Schluß der irdischen Lebensreise, bis zur Ankunft auf dem Friedhofe. Der war von Anfang an derselbe auf der stillen Höhe über Fluß und Tal, über dem geschäftlichen Treiben des Alltags auf den Straßen oder in Läden und Arbeitsstätten aller Art. Gerade solange eine Kirche, ein Gotteshaus noch nicht da ist, bietet der Friedhof, der Gottesacker, einen Ort der stillen Sammlung des Gemüts; so ist er hier für Tote und Lebende in verständiger Weise von Anfang an gewürdigt und gepflegt worden.

O, wieviele ruhen schon oben, schlafen auf den Friedhöfen der Gemeindesprengel! Kindlein im frühesten Lebensmorgen, eben erst durch die Taufe aufgenommen in den Gnadensbund mit Gott, fröhliche Knaben und liebliche Mädchen, wie Knospen gebrochen vom Sturme, Jünglinge und Jungfrauen in der verschlossenen Jugendblüte dahingerafft, Männer und Frauen, Väter und Mütter, aus dem fleißigen Tagewerk und rühriger Mitarbeit aus der Mitte der Familie hinweggeholt, Greise und Greisinnen, die am Lebensabend angelangt gerne im Frieden dahingefahren sind zum Herrn. Wieviel Tränen sind geflossen, als wir alle diese lieben Toten zur letzten Ruhestätte gebracht haben; wir gedenken ihrer heute mit Wehmut und doch getrostet, denn der Herr hat sie heimgeholt zur Gemeinschaft der Heiligen. Wie wird es sein, wenn wir einst alle daheim sind beim Herrn und sprechen: Bis hieher, bis in die ewige Heimat hat der Herr geholfen!

Doch, Geliebte, zurückbliden und vorschauen dürfen wir, aber nicht stehen bleiben und gen Himmel schauen. Wirkt, solange es Tag ist, ruft uns der Herr Jesus zu! Wirkt weiter auch am Gemeindewelt, das sich aufbaut an und auf dem Kirchenlande und Kirchenhügel! Nun ist das Pfarrhaus ausgebaut und das Pfarranwesen in den Stand gesetzt; sie harren des ersten Pfarrbewohners, auf daß auch hierin wie durch die gerichtliche Eintragung oder Registrierung der Gemeinde deutlich werde, daß die erste Anfangszeit mit ihrer Unfertigkeit und Vorläufigkeit ein Ende hat. Freilich, die Krönung all dieser Arbeiten und Aufwendungen fehlt noch, die Kirche. Aber der Grundstein, wenn auch nicht wie geplant, der Schlüssestein — was der Krieg verhinderte — ist am Reformationsjubelfeste feierlich gelegt worden, ein Grundstock des Bau geldes ist gesammelt, ein gediegener Plan ist da, der zur Ausführung der „Lutherkirche“, der „festen Burg“, reizen und begeistern kann.

Verglichen mit der Mütlosigkeit, mit dem Zweifel, mit der Ungläubigkeit so vieler, die in der ersten Zeit kamen und den Rücken wieder wandten, dürfen wir bei dem jetzt Erreichten, bei dem, was bis jetzt Gemeindebesitz ist, dank der Landschaftslenkung der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft, dank der früheren Beihilfen der alten Heimat, besonders der Landeskirche und des Gustav-Adolf-Vereins von Württemberg, dank aller einzelnen Gaben, Arbeiten und Spenden von Freunden außerhalb, und von den Mitgliedern innerhalb der Gemeinde, dürfen wir uns da nicht freuen und gute Hoffnung haben für die Zukunft? Ja, wir sprechen dankbar: Bis hieher hat der Herr geholfen und sagen mit dem dritten Hauptartikel des Glaubensbekenntnisses: Eigene Vernunft und Kraft tat und tut es nicht, weder fürs eigene Heil, noch für die Gemeinde, sondern der Heilige Geist ist es, der beruft, sammelt, erleuchtet, heiligt und bei Jesu Christo erhält im rechten, einigen Glauben; gleichwie er sein Werk der Sammlung und Verbindung treibt zunächst an allen Evangelischen deutscher Zunge in diesem vorwiegend katholischen Land, daß sie dem heiligen Gotteswort glauben und heilig als die Kinder Gottes danach leben. Daz sie sich untereinander, alte Kolonisten und neue Einwanderer, Bewohner von Stadt und Land, über weite Entfernungen hin, in verschiedenen Staaten, trotz Unterschieden in Besitz und Bildung, in wahrer christlicher Freiheit und Gleichheit auf dem jungen Neulandboden Amerikas glaubens- und lebensbrüderlich die Hand reichen; nicht sie aber allein, sondern endlich die ganze Christenheit, mit ihren allen Gläubigen gemeinsamen himmlischen Gnadenbütern der Vergebung der Sünden, der Rindschaft Gottes und der Erbschaft des ewigen Lebens.

In Jesu Christo geliebte Gemeinde, die ich heute zum letzten Mal von dieser Stelle aus so anreden darf, alles, was ich früher gepredigt und ausgelegt, alles, was ich heute noch einmal vorgelegt habe über den Dank- und Denkspruch: „Bis hieher hat der Herr geholfen“, ist beschlossen in dem apostolischen Gruß und Segen, den ich zum Abschied auf euch lege: Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen! Amen.

Demokratie und Kirche.

Aus dem „Evang.-Kirchlichen Anzeiger“ von Berlin.

(Fortsetzung.)

Wenn man sich das klar gemacht hat, dann begreift man nicht bloß, wie berechtigt es ist, von einem demokratischen Königtum zu sprechen, sondern man wird auch zugeben müssen, daß der wahre Begriff der Demokratie bisher im Laufe der ganzen Weltgeschichte nirgends vollständiger ist zur Entfaltung gekommen als in dem jetzt zertrümmerten deutschen Kaiserreiche. In ihm hat tatsächlich ein Volk gelebt, das in seiner sittlichen Ausbildung so weit gediehen war, daß es sich mit klarem Selbstbewußtsein und freier eigener Überlegung an dem Staatsleben beteiligen konnte, das nicht dumpf und in bequemer Unterwerfung die Regierung sich gefallen ließ, sondern sich mit ihr einig wurde in gemeinsamem Wirken für das Gesamtwohl. Wenn es jetzt scheint, als sei dieses Volk von der Erde verschwunden und Deutschland von einer gestaltlosen Masse bevölkert, der auch die ersten Elemente zu einem Leben an der Freiheit und Selbstbeherrschung fehlen, so wird es der Mühe lohnen, danach zu fragen, woher dieser jähre Wechsel wohl gekommen sein mag.

III.

Demokratische Verfassungsformen.

Das Ergebnis unserer bisherigen Überlegungen war dies: jeder Staat ist souverän. Deshalb ist jedes zu einem Staat organisierte Volk frei und, weil es nach seinen eigenen Gesetzen lebt, ein Volk, das sich selbst beherrscht. In diesem Sinne fallen die beiden Bezeichnungen Staat und Demokratie zusammen, oder: es gibt keinen Staat ohne demokratisches Prinzip.

Damit ist nun freilich über das, was man im engeren Sinne demokratische Verfassung nennt, noch gar nichts ausgesagt. In den großen Weltreichen des Orients ist der monarchische Absolutismus die volkstümliche Verfassungsform. Dem demokratischen Prinzip wird dort gerade dadurch genüggetan, daß der Staat die Gestalt einer patriarchalischen Despotie hat. In dem Augenblicke, wo er diese Gestalt verliert, geht auch der Staat zugrunde, und das Volk büßt seine organische Einheit, seinen Zusammenhalt und seine Freiheit ein. Das sehen wir jetzt bei China und bei Russland; wenn dort wieder geordnete

Staatswesen entstehen sollen, dann muß China seinen Sohn des Himmels und Rußland sein Vaterchen Zar wieder bekommen. Dem nur in dieser Form der Herrschaft entspricht die staatliche Organisation dem Geiste des Volkes und also dem Sinn des demokratischen Prinzips. Es kann demnach durchaus in der Konsequenz des Prinzips liegen, daß in der Form der Verfassung das demokratische Element völlig zurücktritt, sobald nämlich das Volk in seiner Gesamtheit sich auf einer Bildungsstufe befindet, die eine selbstbewußte, gleichmäßige Teilnahme aller Volksglieder an der Verantwortung für den Gang der Staatsgeschäfte unmöglich macht. Dem orientalischen Wesen gegenüber ist es ohne weiteres klar, daß eine solche allgemeine Volksregierung einen Fortschritt der geistigen Kultur bedeutet. Die Frage ist, ob in ihr die denkbar höchste Form einer Staatsverfassung zu sehen sei, oder ob nicht auch über eine solche einseitige Ausgestaltung des demokratischen Elements umfassendere und reichere Regierungsformen hinausführen, die auch einer höheren Stufe der menschlichen Gesittung entsprechen. Von vornherein wenigstens hat doch wohl die Vermutung etwas für sich, daß nicht die Verfassung als die vernünftigste zu gelten habe, die einseitig nur eines der drei im Staate unerlässlichen Prinzipien, es sei das monarchische, das aristokratische oder das demokratische, zur tatsächlichen Durchführung bringt, sondern vielmehr die Verfassung, die den drei Prinzipien in gleicher Weise gerecht wird und es erreicht, ihnen allen unter dem einheitlichen Gesichtspunkt eines den vollen Reichtum seiner Lebensmöglichkeiten bewußt organisierenden Staates den vernunftgemäßen Platz in der Verfassung einzuräumen.

Die Vorliebe für die reine Demokratie ist der europäischen Menschheit eingepflanzt worden durch das bezaubernde Bild dieser Verfassungsform bei dem Volke, dem sie ihren Namen verbandt. Die griechischen Freistaaten, denen sich in gewissem Sinne die römische Republik anreihet, wirken noch heute auf die Phantasie erhebend und begeisternd wegen der Beispiele von Bürgertugend und selbstloser Hingabe an die Vaterstadt und deren Freiheit und Größe. Der Schluß liegt sehr nahe, daß diese Bürgertugend durch die demokratische Staatsreform erzielt und gewährleistet worden sei, und daß es nur der Einführung einer solchen Demokratie bedürfe, um in den Völkern diese Bürgertugend zu wecken. Der Gedanke ist aber irrig. Zwischen der sittlichen Bildung des griechischen und römischen Bürgers und der Demokratie, in der er lebte, bestand wohl eine Wechselwirkung, aber so, daß der Grund, weshalb eine solche Verfassung dort bestehen konnte, in der von jenen Völkern erreichten Stufe der Gesittung lag. Es war das Eigentümliche dieser antiken Demokratie, daß sämtliche Völkbürger des Gemeinwesens unterschiedslos in der Volksversammlung die gesamte Legislative und Exekutive ausübten. Natürlich mußten die Einzelheiten der Geschäfte dennoch einzelnen Personen oder Kollegien übertragen werden, die als Bevollmächtigte der Volksversammlung sich zu betätigen hatten; und in dieser Notwendigkeit trat dann zutage, daß in keinem Staat auf das aristokratische und monarchische Prinzip ganz verzichtet werden kann. Immerhin aber war auch der Tätigkeit dieser Einzelpersonen dieselbe Voraussetzung gültig, die für den gemeinsamen Anteil sämtlicher Bürger unerlässlich war, daß nämlich der einzelne sich gar nicht in erster Linie als diesen einzelnen ansah, daß er sein besonderes Interesse von dem des Gemeinwesens nicht unterschied, und daß es ihm genug war, als Bürger eben dieses Gemeinwesens zu leben. Seine Stadt war dem antiken Bürger zugleich seine oberste Gottheit; in dem Augenblick, wo die alte vaterländische Religion ins Wanken kam, wo die Individuen kritisch sich gegen die überlieferte Ordnung des Gemeinwesens zu wenden begannen und immer wurden, daß sie in ihrem persönlichen Bewußtsein eine Sphäre der Freiheit besaßen, die sie auch von der angestammten Lebensform frei zu machen imstande war, in dem Augenblick war es mit jener antiken Demokratie zu Ende. Die Einzelinteressen gewannen die Übermacht über die Interessen des Gemeinwesens; die griechischen Freistaaten zerfielen, die römische Republik ging in blutigen Bürgerkriegen zugrunde, und eine neue Monarchie mußte die widerstreitenden Einzelinteressen unter die Ordnung einer militärischen und Beamtenherrschaft zwingen.

Das war keine Zufälligkeit des geschichtlichen Verlaufes, sondern ein notwendiger Schritt in der Weiterbildung der menschlichen Kultur. Die Menschen mußten aus dem sozusagen naiven Zusammenhange mit ihrem Staat, wo jeder gleichsam nichts anderes als ein Repräsentant dieser bestimmten Gemeinschaft war, herausgelöst, zum Bewußtsein ihres allgemeinen Menschenkums und der innerlichen Freiheit des einzelnen Subjekts geführt werden, eine Aufgabe, die abschließend durch das Christen-

tum erfüllt worden ist. Seitdem aber kam von einem Wiedererwachen jener reinen Demokratie, von einer Neubelebung jener abstrakten, alle menschlichen Beziehungen in sich aufsaugenden Bürgertugend nicht mehr die Rede sein. Was man jetzt als Demokratie und demokratische Verfassung auf den Plan bringt, ist ganz etwas anderes als jene antike Demokratie, und zwar nicht bloß wegen der gänzlichen Umwandlung der menschlichen Kulturstufe, sondern auch wegen der vollkommen neuen Formen, die das staatliche Leben seitdem und infolge davon angenommen hat. Die Staaten sind in der Neuzeit gewaltig ausgedehnte und innerlich höchst verwinkelte Organismen geworden, in deren jedem je ein ganzes Volk seine nationale Eigentümlichkeit ausprägt und zugleich in der Möglichkeit der privaten Beamtungen an dem allgemeinen Leben der menschlichen Gesellschaft sich beteiligt. Da ist es ausgeschlossen, daß wie im antiken Stadtstaat die Gesamtgemeinde die Regierung führt. Mit dem Ersatz aber der Gesamtgemeinde durch eine Volksvertretung ist schon die wahre Demokratie beseitigt. In dem modernen Staate kann es den Unterschied zwischen Völkern, die nur oder hauptsächlich der öffentlichen Tätigkeit leben, und Besessen oder gar Sklaven, die ohne staatliche oder gar ohne Menschenrechte existieren, nicht mehr geben. Wo aber jeder Bürger den Beruf hat, als Privatmann für seine eigenen Angelegenheiten zu leben, da wird auch die Tätigkeit im Dienste des Staates zu einem besonderen Berufe und Amte werden und dagegen der Anteil jedes einzelnen am öffentlichen Leben auf ein Mindestmaß zusammenschrumpfen. Es ergibt sich also, daß für die Menschheit unserer europäisch-christlichen Kultur eine Verfassung, die alles Gewicht auf die Seite der Demokratie legen würde, schlechthin unbrauchbar sein muß. Tatsächlich sind ja auch, wie wir schon früher erwähnt haben, die sogenannten demokratischen Verfassungen der westlichen Nationen alles andere eher als wirkliche Demokratien. Von hier aus können wir die Frage beantworten, mit der wir unseren vorigen Aufsatz geschlossen hatten, wie es sich erklären lasse, daß unser Vaterland, in dem wir bisher einen von wahrhaft demokratischem Geiste erfüllten Staat haben erblicken können, die Organisation eines in freiem Selbstbewußtsein dem Ganzen dienenden und an seiner Leitung anteilnehmenden Volkes, plötzlich hältlos auseinandergebrochen ist und statt eines gebildeten Volkes und des Schauspiel eines ordnungslosen, sich in sich zerfleischenden Hauses bietet. Die Erklärung liegt darin, daß der deutsche Staat bis vor kurzem in wahrhaft mustergültiger Weise die drei Prinzipien der Demokratie, Aristokratie und Monarchie in sich zur Ausbildung und zum Ausgleich gebracht hatte, daß die konstitutionelle, auf Heer und Beamtenamt sich stützende, durch das allgemeine Wahlrecht die gesamte Bevölkerung an dem Staatsleben beteiligende Monarchie diejenige Staatsreform war, die dem deutschen Volksgeiste auf der gegenwärtigen Höhe seiner Entwicklung entsprach und das, in Einzelheiten gewiß noch verbessungsfähige, angemessene Gefäß für den kostbaren Inhalt des deutschen Volstums bildete, daß aber jetzt dieses Gefäß durch den Taumelgeist eines falsch verstandenen Demokratismus zertrümmert und damit der Zusammenhang der Nation aufgelöst worden ist. Das Volk hat seine Freiheit im Gesetz, seine Vernunft in der allgemein gültigen Ordnung; werden ihm Gesetz und Ordnung genommen, so wandelt es sich zur amorphen Masse, zum vernunftlosen Haufen zurück, und die kleine Minderheit der Einsichtigen, der durch die eigene Zucht des Willens Befreiten, vermag die bleibenden Güter, die ererbten Heiligtümer der Nation gegenüber der blinden Willkür der entfesselten Menge nicht mehr zu schützen. Wenn ein Volk in gesundem Fortschritt und gesetziger Einheit gedeiht und blüht, dann liegt die Täuschung sehr nahe, seine einzelnen Glieder seien von selbst mit der Liebe und Hingabe zu dem gemeinsamen Vaterlande befestigt, und der Volksfreund wird sich versucht fühlen, der Menge ein immer größeres Maß von Einwirkung auf das Geschick des Vaterlandes einzuräumen. Im Augenblick der Probe aber zeigt es sich dann, daß der natürlichen Art der Menge zu viel zugesummt worden ist, daß ihr inneres Leben ohne den Halt einer sie zur Vernunft bringenden Ordnung nicht gedeihen kann, daß die Institution heiliger ist als das Recht des Individuums, und daß, wo man diese Wahrheiten verkennt, dem Verderben Tür und Tor geöffnet ist. Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten; wenn sich die Völker selbst befreien, da kann die Wohlfahrt nicht gedeihen!

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinde-Verbands-Wünsche.

Da unser Gemeindeverband von Santa Catharina durch den Beitritt der Vereinigten Evangelischen Gemeinde Badenfurt eine lang ersehnte, höchst erfreuliche Verstärkung erhalten hat, so regen sich sofort Gedanken, wie wir den Verband zum Vorteil unserer Gemeinden weiterhin nutzbar machen können. Ich möchte anschließend an manchen Wunsch, der mir zu Ohren kam, auf etwas hinweisen, was meines Erachtens eine dringende Notwendigkeit ist.

Jede unserer Gemeinden leidet darunter, daß es eine ganze Menge von Evangelischen gibt, die aber keiner Gemeinde als Mitglieder angehören. Sie tragen keine Last mit, sie zahlen keinen Jahresbeitrag, keinen Binent zum Reisegeld der Geistlichen, keinen roten Heller für Kirchen- und Pfarrhausbau. Aber sie genießen den Vorteil mit, daß Geistliche da sind, die ihnen dienen können, daß Kirchen da stehen, die sie besuchen können, und sie machen sich das auch zu Nutze, denn sie lassen trauen, tauzen, einsegeln, indem sie einen etwas erhöhten Satz als Nichtmitglieder zahlen. Dabei sind sie die Schläue. Nehmen wir an, eine Familie hat sechs Kinder, die sie tauzen und einsegeln läßt, so kosten sechs „Fremtaufen“ und „Fremdeinsegnungen“ sicherlich weniger Geld, als eine fünfundzwanzig Jahre währende Mitgliedschaft. Abgesehen davon, daß es gar nicht hübsch ist, sich ohne entsprechende Mitleistung der Einrichtungen zu bedienen, die andere opferwilligere Evangelische geschaffen haben, untergräbt solches Verhalten auch die Hebefreudigkeit der anderen, die für sie zahlen sollen, und ist das Haupthindernis bei der Fortsetzung der zankverhindernden Gemeindegrenzen.

Dagegen sollten die Gemeinden sich auflehnen. Sie alle könnten mehr erreichen, wenn die Evangelischen insgesamt Mitglieder würden, wenn alle, die „nassauern“ wollen, gezwungen würden, sich irgendwo einzuschreiben zu lassen. Die Lasten jedes einzelnen werden geringer, wenn die Mitgliederzahl wächst.

Darum sollten alle unsere Gemeinden, auch die Gotteslosgemeinden, miteinander abmachen, daß sie von solchen, die nirgends Mitglieder sind (nicht aber von Mitgliedern einer Nachbargemeinde), einen so hohen Satz für Amtshandlungen verlangen, daß es billiger und ratsamer ist, Mitglied zu werden, als eine solche Summe zu bezahlen. In der wohleingerichteten Gemeinde Brusque besteht seit langem die Bestimmung, daß jede Amtshandlung für ein Nichtmitglied (außer wenn der Betreffende Mitglied einer anderen evangelischen Gemeinde ist) fünfzig Milreis kostet. Fünzig Milreis für eine Taufe, wenn man sie für 3 Milreis haben kann, ist ein wenig bitter, so heißt es, ein sparsamer Hausvater lieber in den sauren Apfel und wird Mitglied. So gibt es denn im Brusquer Gebiet keine Nichtmitglieder, und dieses hat dazu geholfen, daß die kleine Gemeinde sich in schweren Tagen so vorbildlich gehalten hat.

Es sind erst Wünsche, was ich hier niederschrieb, aber ich glaube, daß es viel gutes brächte, wenn sie Wahrheit würden.

N.

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Blumenau. Am 12. September fand die Einsegnung von 128 Konfirmanden in der hiesigen Kirche unter großer Anteilnahme der Gemeinde statt. Dabei fand zum ersten Male der neue grünsamtene Altar- und Kanzelbezug Verwendung. Viel Gefallen findet das neue Altarbild, ein Christuskopf von Herrn Maler Graf.

Badenfurt. In ihrer außerordentlichen Delegierten-Sitzung am 5. September haben die Vertreter der Gemeinde auf Vorschlag des derzeitigen Pfarrverwalters, Pastors Neumann aus Blumenau, beschlossen, sich dem Gemeinde-Verband von Santa Catharina anzuschließen. Dieser Beschluß ist sehr dankenswert, ist es doch jetzt möglich, alle evangelischen Gemeinden von Santa Catharina in einheitlichem Verbande zur Vertretung ihrer gemeinsamen Interessen zusammenzufassen.

Der neue Geistliche, Herr Pfarrer Kessel, ist nach Mitteilung des Oberkirchenrats am 1. September mit dem Dampfer „Brabantia“ aus Amsterdam abgefahren, sodass mit seinem baldigen Eintreffen gerechnet werden kann. Herr Pfarrer Kessel ist am 10. März 1887 geboren und seit dem 1. April 1917 Pfarrer der Gemeinde Kaltwasser bei Lüben in Schlesien. Er ist verheiratet und Vater eines Kindes.

Mit dem Eintreffen des Herrn Pfarrer Kessel ist sodann eine weitere bisher unbesetzte Pfarrstelle versorgt, sodass nur die Gemeinde Harmonia, für welche aber ein Geistlicher Herr Pfarrer

Grimm, schon erwartet wird, und Santa Thereza, wegen dessen Besetzung Verhandlungen schwelen, derzeit unbesetzt sind. Die Gemeinde Florianopolis mit ihren Nebengemeinden Paroá und Santo Amaro wird von Herrn Pfarrer Langbein bis auf weiteres versorgt.

• Für den Familiensch. •

Das neue Pferd des Herrn Majors.

Von Alfred von Hedensterna.

(Schluß.)

Gabriele weinte.

„Süßer, lieber Papa, reite nicht eher auf Palle, als bis wir zu Hause sind. Mama muß mit dabei sein, damit sie ihn festhalten kann, wenn er wild wird!“ bat das junge Mädchen.

„Kind,“ sagte der Major ernst, „ein Krieger muß der Gefahr in's Gesicht sehen können. Das Tier mag so eigensinnig sein, wie es will, mit Gottes gnädiger Hilfe werde ich es doch bezwingen. Nun, Kindchen, keine Tränen; ich habe mir schon Sporen und Gamaschen geliehen, und mein Beschluß steht unbeweglich fest. Es gehe, wie es wolle, ich werde Palle schon heute vormittag bestiegen.“

Gabriele wollte nicht auf dem Hofe zusehen, wie ihr Papa von den Hufen des rasenden Tieres zerstampft würde. Sie lag vor der Chaise longue des Hotelzimmers auf den Knieen und flehte Gott an, ihren Vater zu beschützen. Aber alle Hotelsbediensteten halfen dem Major. Einer hielt die Zügel, einer den rechten Steigbügel und die beiden stärksten erfassten die majorlichen Beine, hoben den Besitzer in den Sattel, und nun konnte die Reise losgehen.

Das war ein ausgezeichnetes Tier. Es trabte die Straße nach dem Tivoli hinunter und ging so ruhig wie ein Schuljunge im Leichenzuge seiner eigenen Mutter.

Da plötzlich blieb Palle vor der Türe eines großen Hauses stehen und ließ sich nicht vom Flecke bringen. Der Major schlug ihn mit der Gerte, aber Palle drehte nur den Kopf und sandte ihm einen vorwurfsvollen Blick zu. Der Major rief alle bekannten Ehrenbürger der Hölle an, aber Palle mußte bestimmt einmal einem Pietisten angehört haben, denn er schüttelte zum Zeichen seiner Missbilligung nur kräftig das Haupt. Schließlich kam ein niedliches Stubenmädchen die Treppe heruntergetrippelt und sagte: „Der Herr Kommerzienrat ist heute nicht zu Hause!“

Das Mädchen war kaum verschwunden, als Palle sich schon freiwillig in Bewegung setzte. Aber er gehorchte nicht den Zügeln, sondern schlug einen Weg nach eigenem Belieben ein und blieb bald wieder auf dieselbe Weise vor einem anderen Hause stehen. Derselbe Meinungsaustausch zwischen Roth und Reiter, dieselben Hiebe und dasselbe Anrufen aller unterirdischen Potentaten; doch auch ganz dasselbe Resultat: Palle ging nicht eher von der Stelle, als bis ein weiblicher dienstbarer Geist kam und sagte: „Wenn der Herr den Herrn Präsidenten zu sprechen wünschen, so müssen Sie um zwei Uhr wieder kommen.“ Dann machte sich Palle wieder auf den Weg.

Nun wollte der Major ins Hotel zurückkehren; Palle aber war entgegengesetzter Meinung; er richtete sich augenscheinlich nach einem bestimmten Plane, und der Major mußte sich schließlich mit fatalistischer Ruhe dazu verstellen, ihm, wie es in der Sportsprache heißt, „die Leitung“ zu überlassen. So hielten sie denn vor achtundzwanzig verschiedenen Häusern. Vor einigen Häusern machten sie längeren, vor anderen kürzeren Aufenthalt, doch nirgends rührte sich Palle eher vom Flecke, als bis jemand aus dem Hause gekommen war und mit dem Major gesprochen hatte.

Aber nach der achtundzwanzigsten Stelle machte Palle plötzlich kehrt, krachte mit dem Fuße und eilte in scharfem Trab — nach dem Dorfe Mosaby.

„Halte mich fest, halte mich fest! Ich will nach Berlin's Hotel!“ schrie der Major. Die Leute grinsten, und im Umsehen waren beide, Palle und der Major, außer Schweiße.

Nach zwei Stunden kam der Major zurückgefahren. Palle

war hinten am Wagen angebunden. Gabriele warf sich in die Arme ihres Vaters und rief:

„Papa Papa, lebst Du noch?“

„Ja freilich, zum Teufel auch, lebe ich, aber ich habe ein Milchpferd bekommen,“ seufzte der Papa.

Als der Major sich ein bisschen von seinem ersten, furchtlichen Zorn beruhigt hatte, beschloß er, Palle zu verzeihen. Er trug ja seinen Reiter leicht und machte keine hinterlistigen Versuche, ihn abzuwerfen. Sein früherer Beruf als Milchpferd war ihm ja an einem anderen Orte nicht hinderlich, wo sein ehemaliger Prinzipal von Nosaby keine Kunden hatte. Zu Hause wurde Palle der Liebling der ganzen Familie. Er ging frei auf dem Hofe umher und nahm den Kleinen Brot aus den Händen. Nicht nur den Major, auch die kleinen Knaben lieb das artige Tier auf sich reiten, und hier, wo Palle keine Milcherinnerungen hatte, ging er stets wohin er sollte.

Da kam das Manöver. Palle war rund und glänzend; der Major hatte sich eine funkelnagelneue Uniform machen lassen, und beide blitzen wie frischgeputzte Messingkessel in der Aprilsonne. Alles ging seinen gleichmäßigen, hergebrachten Gang bis zu dem Tage, da das Regiment sich ins Feldmanöver begaben sollte. Als alle Soldaten in Reih' und Glied standen, und der Marsch in fünf Minuten beginnen sollte, und der Oberst und der Oberstleutnant, der zweite Major und Major von Sabelsöld samt allen Adjutanten stolz auf ihren Sprügern saßen, unterfing sich das Hoboistencorps, einen lebhaften Marsch aus „Fatinika“ zu blasen.

Palle legte die Ohren zurück, hob den Kopf, wieherte munter, brach aus dem Gliede aus und zog sofort einen Kreis mit seinen Borderfüßen, sodass er für ungesähr einen halben Scheffel Aussaat Boden hatte, um sich darauf zu bauen und seine Künste zu zeigen.

Und nun begann ein eigenartliches Schauspiel. Erst tanzte Palle nach dem Takte der Musik, dann ging er wieder zurück und machte das großartigste Defilé erst nach links, dann nach rechts und warf dabei mit den Beinen wie eine Ballettartatze. Darauf richtete er sich auf und schlug mit den Borderfüßen in der Luft umher, ging dann gute drei Minuten spanischen Trab, vertauschte diesen mit gestrecktem Rundgalopp und kniete schließlich vor dem Obersten nieder, wobei er seine Stirn grüßend gegen den Boden stemmte. Außerdem tanzte er noch Walzer, Galopp, Polka und Quadrille, ging aufrecht auf den Hinterfüßen, trabte rückwärts und machte solche Künste, daß das ganze Regiment im vollen Ernst glaubte, daß der Teufel selbst sowohl Palle wie dem Major in den Leib gesfahren sei.

Die Soldaten und die Reserveoffiziere bissen sich anfangs auf die Lippen, aber als sie den Obersten und den Oberstleutnant lachen hörten, und den zweiten Major und die Hauptleute sich den Bauch halten und sie so grinsen sahen, daß sie Zudungen bekamen, als sie gewahrt wurden, daß die Leutnants und die Fahnenjunker schon ganz blau im Gesichte vor Lachen waren, da stimmten 1600 Mann mit ein und lachten, daß es im Walde wiederhallte und das Gepäck auf dem Rücken auf und nieder flog.

Doch noch immer bliesen die Musikanter Fatinika und Palle tanzte und machte solche Mäckchen, daß der Schaum weit umher spritzte, und der arme Major, der sowohl Zügel wie Steigbügel verloren hatte und sich mit beiden Händen in Palle's Mähne festhielt, schrie so herzzerreißend:

„Herr Oberst — ich — kann nicht mehr — — o Du Teufel — entschuldigen Sie — ich sterbe — halte mich fest — prr, prr, Palle — Palle — Herr Oberst — ich glaube, der Satan — um Gottes willen helfst — Herr Gott, Herr Gott — Palle!“

Und dabei spielte die Musik immerfort Fatinika, und der Oberst, alle Offiziere und Unteroffiziere, alle Offiziersburschen und Doktoren, die Marktenderfrau und ihre Dienstmädchen und 1600 Mann lachten so, daß ihnen beinahe der Bauch platzte.

Schließlich winkte der Oberst seinem Adjutanten, der einmal bei den Leibhusaren ein Manöver mitgemacht und drei Wochen auf der Strömsholmer Reitschule zugebracht hatte und ein verteuelter Kerl in allem, was Pferde anging, war. Und zu ihm sagte der Oberst:

„Herr Leutnant, Sie als Kanonierist können uns wohl sagen, was mit dem Tier dahinten los ist?“

„Herr Oberst, nach dem, was ich davon verstehe, muß Major vor Sabelsöld's Pferd in seiner Jugend bei einem Zirkus angestellt gewesen sein und hat dort vermutlich diese Nummer gerade nach diesem Marsche aus „Fatinika“ eingeübt.“

„Aber zum Teufel, so heißen Sie doch die Musik schwei-

gen, Herr Direktor; der Major muß ja rein das Leben hierbei zusetzen!“ schrie der Oberst.

Raum hatte auch der jüngste Hoboist das tönende Messing von den Lippen gewonnen, als Palle still stand wie ein Damm, während ihm der Schweiß an den Beinen hinuntertrief.

Der Major erhielt einen vierzehntägigen Urlaub und hatte noch lange das Gefühl, als seien ihm alle Glieder zerschlagen. Was Palle anbetrifft, so war dies sein erstes und letztes Manöver, und immer, wenn später in der Offiziersmesse die Rede auf Pferde kam, so hieß es allgemein: „Sabelsöld's Palle war eigentlich ein nettes, gutes Tier, leider aber hatte es eigentlich allzu reichhaltige Lebenserfahrungen, um für einen älteren Infanterieoffizier zu passen!“

Fünf Mark für ein Mittagessen, drei Mark fünfzig für ein Souper.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Ehe die „Familienfeste“ im Phönixhotel und Berzeliuskeller bei dem besseren Mittelstande Mode wurden, ehe die Stockholmer Mieten den größten Teil der mäßigen Einnahme eines Familienwerts verlängerten und ihn zwangen, wie die Bienen in ihren Zellen zu wohnen, als bei den Hausfrauen noch gutes Silberzeug und der gefüllte Leinenschrank gleich hinter Auf und Ehe kam; als die Mütter noch dem Rüchendepartement vorstanden und die Töchter ein bisschen Bekanntschaft mit den Gottesgaben machten, bevor diese auf den Tisch kamen: — da hatte man auch in den anspruchslosen Familien der Hauptstadt genug Platz, Tafelgerät und weibliche Tüchtigkeit, um wenigstens nur mit Hilfe einer erfahrenen Kochfrau die Familienfeste und herkömmlichen Gesellschaften im eigenen Hause feiern zu können. Damals hatten die Lohndiener ihre Glanztage, damals war der stets gleich delirierte Wirtshaussaal und die faden Gesichter der unten im Restaurant potzlikernden Stammgäste nicht die letzte Erinnerung, die junge Neuvermählte mit sich auf die Hochzeitsreise nahmen.

Doch nein — die Hochzeitsreise selbst gehörte dazumal zu den Erfahrungen, die nur der hohe Adel und die Millionäre machten, — die gewöhnlichen, einfachen Leute, Deine und meine Großeltern, Eltern, Onkel und Tanten, sie ließen das eigene, neue, schmucke Heim, auf das sie zehn Jahre lang sehnsüchtig gewartet hatten, auch den Eindruck des Mysteriums der Siegestrunkenen, von der Kirche geweihten Liebe in sich aufnehmen, der jetzt in der Regel dem Hotelzimmer und der Eisenbahn anheim fällt.

Damals war, wie gesagt, die Zeit der Lohndiener.

Und von allen Kalfaktoren der Gerichte Stockholms, „innerhalb der Brüden“ besaß „Herr Klingbom“ das größte Ansehen, den feinsten Frack, die flinksten Finger und die größte Geschicklichkeit, durch eine nur eine viertel Elle breite Öffnung zwischen einem mit dem Nordstern geschnittenen geistlichen Würdenträger und einem höheren Gardeoffizier sich selbst, vierundzwanzig Gläser Rheinwein und drei Pfund Konfekt durchzuhwinden. Er blieb sich stets gleich bei traurigen und bei freudigen Gelegenheiten, nur daß er sein Gesicht bei den erstenen in drei oder vier große, tragische Falten legte, die einen zu der Veranlassung der Freiheit passenden Ernst ausdrücken sollten, und daß er bei den letzteren ungestraft etwas mehr Konfekt in die Fratertaschen und statt der traditionellen einen Glasche Wein zwei in den Überzieher stecken zu können glaubte.

„Fünf Mark für ein Mittagessen, 3,50 für ein Souper“ war seine Taxe, und es war ihm ganz einerlei, ob er das fünfundzwanzigjährige Dienstjubiläum eines Pastor Primarius oder die Hochzeit einer Zimmiehertochter feierte oder ein kleines unständig zu Grabe bringen half. Doch wenn die Feste zu Ende, die Lichter ausgelöscht und die Gäste fleißig dabei waren, bei sich zu Hause über Wirt und Wirtin herzuziehen, dann herrschte Jubel und Freude in zwei kleinen Mansardenstübchen weit hinten im Süden, da trat dort eine lustige Gestalt in Hemdsärmeln und mit weißer Halsbinde auf, hüpfte, nickte, tanzte, sang, plauderte und lachte einem kleinen, stulpnasigen Welthöriger in einer Wiege zu; und eine junge, hübsche Frau sah dabei, lächelte mit ihm um die Wette und betrachtete bald den jungen, bald den älteren Klingbom mit liebevollen, bewundernden Blicken.

Bei den Festen, bei denen Klingbom aufwartete, war die Stimmung sehr verschieden, aber das Nachspiel bei ihm zu Hause zeichnete sich stets durch angenehme Animiertheit aus und verlängerte sich bis weit in die Nacht hinein“, wie es in den Zeitungsberichten heißt.

Und Klingbom kam immer mehr in Aufnahme und konnte kaum einen einzigen Abend zu Hause verbringen, und Hänschen entwuchs der Wiege und konnte Papa schon unten an der Haustür entgegen kommen und anfangen, die Taschen des Frads nach Süßigkeiten zu durchsuchen.

Hans sollte studieren; er sollte, mit Gottes Hilfe, mehr werden als sein Vater. Den^{kt} nur, wenn er ihn eines Tages als einen der jungen Referendare vom Kammerkollegium sehen könnte, die bei allen Räten zum Souper gebeten wurden und mittags so wichtig auf dem Norrbro umher spazierten, als stände Europas künftiges Geschick auf den meist unbeschriebenen Papierrollen, die aus den Ueberziehertaschen hervorschauten!

Lohndiener Klingbom's stets glatt gebürstetes Haar begann an den Schläfen zu ergrauen, es fing an, ihm ein bißchen schwer zu werden, wenn er nach einem Souper, das erst gegen eins endete, noch bis zur Katharinenstraße heimtraben und am andern Morgen um halb acht Uhr dann schon wieder auf dem Gericht sein mußte, aber Hans studierte jetzt in Upsala und brauchte viel Geld, und Papa Klingbom war jetzt mehr dahinter her, so oft wie möglich „5 Mark für ein Mittagessen und 3,50 für ein Souper“ einzunehmen, als je zuvor.

Und Hans machte sein Examen und wurde „Referendar“ und verbrauchte Lackstiefel und handhabte den Chapeau claque mit so ungesuchter, natürlicher Grazie, als hätte sein Papa ein Regiment statt eines Präsentiertellers geführt. Selbstverständlich konnte er nun nicht im Elternhause wohnen, aber seine Besuche bei Vater und Mutter waren für die beiden Alten um so größere Feste. Der alte Lohndiener setzte die Brille auf und musterte den „Referendar“; er wußte ja genau, wie ein feiner, moderner, junger Mann aussehen mußte. Ganz recht, gerade solche Kragen hatte der Referendar bei „unserm“ Gericht, der der Sohn des Präsidenten selbst ist, und eben solche Handschuhe hatte er gestern selbst dem Kammerrat gekauft. Und Mama strich mit ihren kleinen, runzlichen Händen über den feinen Tuchanzug und blickte in das liebe, jugendliche Gesicht. Sie sagte grade nicht viel, grüßelte aber darüber nach, obwohl in Stockholm noch ein solcher Junge, wie ihr Hans, zu finden wäre.

Aber — es ist so weit nach dem Südviertel — und Hans bekam so nach und nach schrecklich viel zu tun! Die Besuche im Elternhause wurden immer seltener und kürzer. Einmal machte sich der alte Lohndiener auf und besuchte seinen Sohn in seinen beiden hübschen Zimmern in der Friedensstraße. Doch er tat es nicht wieder. Da waren zwei junge Assessoren von „seinem eigenen Gericht“ gewesen, auf dem Tische hatte Punsch gestanden, und Hans hatte ein verlegenes Gesicht gemacht.

(Schluß folgt.)

Mitteilung.

Der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin warnt alle Gemeinden vor einem angeblichen Pfarrer Freiherrn von Mattheis, der mit einem erschlichenen Empfehlungsschreiben reist und für die notleidende Kinderwelt in Deutschland zu sammeln vorgibt.

Ich bringe die Warnung zur öffentlichen Kenntnis.
Blumenau, den 22. September 1920.

Der Vorsitzende der Pastoralkonferenz:
Pfarrer Neumann.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag, 10. Ott., 9^{1/2} Uhr vorm.: Gottesd. in Itoupava norte; 8 Uhr abends: Gottesd. in Blumenau.
Sonntag, 24. Ott., 9^{1/2} Uhr: Gottesd. in Blumenau; 3 Uhr nachm.: Gottesd. in Belchior.
Sonntag, 31. Ott., 9^{1/2} Uhr vorm.: Gottesd. in der Belha-Tiefe mit Beicht und Abendm.; 8 Uhr abends: Gottesd. in Blumenau.
Sonntag, 7. Nov., 9^{1/2} Uhr vorm.: Gottesd. in Gaspar mit Beicht und heil. Abendmahl; 8 Uhr abends: Gottesd. in Blumenau.
An jedem Montag in Blumenau, Mittwoch in Altona und Donnerstag bei Ehrhardt in der Belha findet nachm. von 3—4 Uhr Religionsstunde statt.

Pfarrer Neumann.

Evangelische Gemeinde Itoupava.

Sonntag, 10. Ott., 9^{1/2} Uhr vorm.: Gottesd. in Itoupava.
Sonntag, 17. Ott., 10 Uhr vorm.: Gottesd. in Fidelis; danach Annahme der Konfirmanden.
Sonntag, 24. Ott., 10 Uhr vorm.: Gottesd. in Jacú assú mit Feier des heil. Abendmahl.
Sonntag, 31. Ott., 10 Uhr vorm.: Konfirmation in Itoupava Rega mit Feier des heil. Abendm.
Sonntag, 7. Nov., 10 Uhr vorm.: Gottesd. in Massaranduba, Schule 58, mit Feier des heil. Abendm.
Sonntag, 14. Nov., 10 Uhr vorm.: Gottesd. in Rio Bonito.
Pfarrer Ratsch.

Vereinigte Evangelische Gemeinde Badenfurt.

Sonntag, 10. Ott., 9^{1/2} Uhr vorm.: Gottesd. in Fortaleza.
Sonntag, 17. Ott., 9^{1/2} Uhr vorm.: Einführung des Herrn Pfarrers Kessel.
Sonntag, 24. Ott., 9^{1/2} Uhr vorm.: Gottesd. in Alto Rio do Testo.
Sonntag, 31. Ott., 9^{1/2} Uhr vorm.: Gottesd. in Badenfurt.
Sonntag, 7. Nov., 9^{1/2} Uhr vorm.: Gottesd. in Testo Central.
Pfarrer Kessel.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, 10. Ott., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Cedro Alto.
Sonntag, 17. Ott., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Timbo.
Sonntag, 24. Ott., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Rio Adda.
Sonntag, 31. Ott., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Carijos.
Sonntag, 7. Nov.: 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Benedito-Novo.
Danach Beichte und heil. Abendm.
Sonntag, 14. November, 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Cedro Alto. Danach Beichte und heil. Abendmahl.
Sonntag, 21. Nov., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Timbo. Danach Beichte und heil. Abendm.
Pfarrer Krause.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Sonntag, 10. Ott.: Gottesd. in Ober-Rega.
Sonntag, 17. Ott.: Gottesd. in Rio Serra.
Sonntag, 24. Ott.: Reformationsfest in Pommerode.
Sonntag, 31. Ott., 9 Uhr vorm.: Reformationsfest in Ribeirão Gustavo; 11/2 Uhr nachm.: Reformationsfest in Benjamin Constante.
Sonntag, 7. Nov.: Gottesd. in Testo Central.
Sonntag, 14. Nov.: Gottesd. in Ober-Rega.
Die Gottesdienste beginnen um 9 Uhr.
Pfarrer Lange.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, 3. Ott.: Gottesd. in Brusque.
Sonntag, 10. Ott.: Gottesd. in Brusque.
Sonntag, 17. Ott.: Gottesd. in Brusque.
Sonntag, 24. Ott.: Gottesd. in Itajahy. Feier des Reformationsfestes. Im Anschluß an den Hauptgottesdienst Kindergottesdienst.
Sonntag, 31. Ott.: Gottesd. in Brusque. Reformationsfest.
Sonntag, 7. Nov.: Gottesd., Beichte und heil. Abendm.
Pfarrer Bornfleth.

Evangelische Reisepredigt Vella Aliança.

Sonntag, 10. Ott., 9^{1/2} Uhr vorm.: Gottesd. in Matador.
Sonntag, 17. Ott., 9^{1/2} Uhr vorm.: Gottesd. in Salto Grande bei Fr. Sievers.
Sonntag, 24. Ott., 9^{1/2} Uhr vorm.: Gottesd. in Tajo.
Sonntag, 31. Ott., 9^{1/2} Uhr vorm.: Gottesd. in Pouso Redondo bei Hermann Reiss.
Sonntag, 7. Nov., 9^{1/2} Uhr vorm.: Einsegnung in Südarm; danach Beichte und heil. Abendm.
Pfarrer Hahn.

Evangelische Gemeinden São Bento und Humboldt.

Sonntag, 10. Ott.: Gottesd. in Humboldt.
Sonntag, 17. Oktober, Gottesd. in S. Bento.
Sonntag, 24. Ott.: Gottesd. in der Serrastraße, Km. 82.
In S. Bento findet jeden Montag von 2—3 Uhr und in der Serrastraße jeden Donnerstag von 12—1 Uhr Religionsunterricht statt.
Pfarrer Ortmann.